

Neu Braunfelsener Zeitung.

Ein Organ der deutschen Bevölkerung von West-Texas.

Herausgegeben von Ferdinand Lindheimer.

Jahrgang 7.

Freitag, den 22. April 1859.

Nummer 21.

Die Neu-Braunfelsener Zeitung erscheint jeden Freitag und kostet vierteljährlich \$1 jährlich \$3 in Vorausbezahlung. Anzeigen bis zu 10 Zeilen, einmal inserirt, kosten \$1, dieselben dreimal inserirt \$1.50, dieselben auf 4 Tage \$4.50, auf 7 Tage \$7.50, und auf 1 Jahr \$12. Anzeigen von mehr als 10 Zeilen im Verhältniß. Abonnenten auf das Blatt zahlen für Anfertigung nur die Hälfte der Gebühren.

Ein Besuch beim Kaiser Sou- louque.

(Aus den Reise-Erinnerungen eines franz. Offiziers.)
Ich stand als Artillerie-Offizier in französischem Dienst. Umstände, die nicht hierher gehören, bestimmten mich, den Dienst zu verlassen und später in den der Republik San-Domingo zu treten, welche durch Vermittlung des französischen Consuls in Port au Prince Lehrmeister für ihre junge Armee wurde.
In Gesellschaft des Grince Capitän Mendez und des Capitän der Marine-Infanterie Anselin schiffte ich mich an Bord der Fregatte „Pneopole“ nach St. Thomas ein, von wo die Regierung von San Domingo uns durch eines ihrer Schiffe abholen lassen wollte.
So kam ich also unter die Fahne Sr. Majestät Kaiserin's I. Ich brach indessen durchaus kein Wort über den Kaiser Soulouque aus und hatte keinen Grund ihn zu besänftigen. Im Gegenheil schien es mir, daß dieser in meinen Augen so lächerliche schwarze Monarch, in seiner Art ein ausgezeichnete Mann sein müsse, da er nicht nur zu solcher Macht gelangte, sondern sich auch darin zu halten verstand. Die Offiziere der Fregatte rissen mich bald aus diesem Wahne. Einer derselben, welcher Schiffsführer war, hatte selbst einen Besuch am Hofe von Haiti gemacht und entwarf uns davon eines Abends folgende Schilderung:
„Ich habe den Kaiser nicht nur gesehen und gesprochen, sondern auch der ungeheuren Ehre gesehnen, von ihm zur Tafel gezogen zu werden, nachdem der französische Consul mich ihm vorgestellt hatte. Ich muß gestehen, daß das Diner recht gut war, und daß der kaiserliche Koch beinahe den Namen eines Künstlers in seinem Fache verdient. Der Wein war wirklich abwechselnd, und die Tafelgeschosse, welche in ihrem Wesen und in ihren Meinungen sich sehr unabhängig zeigten, gossen ihre Gläser mit Bordeaux, Burgunder und Champagner jedes Mal unter den Tisch, wenn ein Toast ausgebracht wurde, der ihnen nicht zusagte. Nie habe ich eine größere Lust verspürt.“
Soulouque ist ein großer Neger, der seine sechzig Jahre ganz munter trägt. Er trug an jenem Tage ein französisches Hosiellid von sapanienbraunem Sammet, geschmückt mit den Steinen seiner Ehrenlegion und seines Ordens vom heiligen Haublin. Umhüllter von weißem Casimir und weißseidene Strümpfe zeigte die Larve eines Weins, auf das der Kaiser sehr stolz ist. An den Hüften trug er Schuhe mit Diamantschnallen. In diesem Anzuge und mit seinem einseitigen Aufsehen ging er mehr dem Bedienten eines guten Hauses als dem graufamen Wilden, dem viele Hunderte den Tod verdanken, deren ganze Vertreibung darin bestand, eine hellere Hautfarbe als die seinige zu haben. Dennoch war es Herr Haublin in Fleisch und Bein, ganz so wie ein gewöhnlicher Sterblicher essend und trinkend. Er erzählte an diesem Tag gute Laune zu sein und erzählte uns zum Beispiel mehrere Anekdoten, die er in einem alten Kalender gelesen hatte. Dieß ist seine Lieblingslektüre, seitdem er so ziemlich gelähmt sein kann. Er ist sehr eitel darauf, vollkommen französisch sprechen zu können, obgleich er in der That nur sehr mangelhaft und mit abschreckender Aussprache spricht. Gewöhnlich ist er in Eifer, so bedient er sich des Patois seiner Vaterland, das mit unglücklicher Schnelligkeit über seine Lippen geht.
„Und die Kaiserin?“ fragte Capitan Anselin.
„Die Kaiserin“ sagte er lachend und warde sehr in ihren Gemüthen geblieben. Die Prinzessin Olive, ein Negermädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren, und die Prinzessin Clelia, die Schwester Sr. Majestät, vertraten ihre Stelle auf das Beste. Die theure Prinzessin Olive,“ fuhr der Kaiser fort, indem er sich in die Brust warf, „hat gewiß nach meiner Entfernung zahllose Thränen vergossen. Es schloß wenig, so wäre ich auf Beschluß dieser allzugetreuen Schönheit, welche mir die Hälfte Thronen und ihr ganzes Herz antrug, mit Gewalt in Port au Prince zurückgehalten worden.“
„Und der Herzog von Trou Bonbon?“ fragte der Capitän.
„Ich sah bei Tisch neben ihm. Er ist Marschall-Kriegsminister und hat mich während der ganzen Mahlzeit mit Fragen nach der französischen Armee überhäufelt. Es hatte am Morgen eine Reue festgefunden. Der Herzog von Trou-Bonbon fragte mich, ob ich zugewandert gewesen wäre.
„Gewiß habe ich das nicht verstanden,“ entgegnete ich.

„Und wie fanden Sie unsere Truppen?“
„Zehr schon! Vortrefflich exercirt! — Aber,“ fügte ich mit der größten Ernsthaftigkeit hinzu, „Es. Großes, ich habe das Regiment der herrikenen Tauscher nicht bemerkt!“
„Anfangs sah er mich ganz verdutzt an, so gleich aber sagte er sich und sagte: Es sieht für den Augenblick an der Grenze. Binnen drei oder vier Tagen ist es zurück und dann werde ich es Ihnen zeigen.“
„Der Herzog hat nicht Wort gehalten. Freilich trat eine Spannung unseres Verhältnisses ein, weil ich ihm am nächsten Abend auf dem Hofball die Hand reichte, ohne die Handschuh anzuziehen. An dem kaiserlichen Hofe wird sehr streng auf die Etiquette gehalten, und nach dieser hatte ich mich eines argen Verstoßes schuldig gemacht.“
„Der Herzog von Trou-Bonbon ist übrigens nicht der einzige Großwürdenträger, auf den der Hof von Haiti stolz sein darf. Da sind noch Ihre Gnaden der Herzog von Yamenade, der Prinz von Lazarus, Dappino Auge, die Monseigneur von Vobu und Marmelade, Ihre Excellenzen die Grafen der Nordene und der Südene, die Barone von Klein-Koch und Zämus-Koch.“
„Der reichste unter diesen großen Herren des Hofes ist vielleicht der, welcher einen der schönsten Namen der schwarzen Hierarchie führt, den Namen: Herzog Jonabai.“

„Ich wohnte der Vermählung einer Tochter desselben mit einer hohen Person bei. Er er zu seiner Größe gelangte, nannte der erhabene Herzog sich einfach Jaquet und die- sere gemeine Name ist ihm noch nicht fremd geworden. Anders ist es mit seiner Frau Gemahlin, und sie bewies uns das an diesem Tage. Zuerst dazu aufgeführt, ihren Namen unter dem Ehevertrage zu setzen, schrieb Herzogin von Jonabai mit fingerlangen Buchstaben. Die Spötter behaupten, sie hätte einen ganzen Monat fleißig damit zugebracht, diese gewaltigen Lettern malen zu lernen. Wie ich bereits erwähnte, war am Morgen eine Reue abgehalten worden.“
Ich besah mir die Schilder, auf den Hüften der Grenadiere der Garde genau und las mit nicht geringem Erstaunen: Sardines, a l'huile, Barts et Comp. Lorient. Der Kaiseran der Bödenmagen hatte offenbar alle, unbrauchbar gewordene, Sardinen-Büchsen benutzt; die Generale der Armee von Haiti waren übrigens in der Kunst des Lesens nicht bewandert genug, um gegen die mehrwichtigen Kopfschilder ihrer Grenadiere etwas einzuwenden.
„Nebenbei muß man den höheren Offizieren die Gleichgültigkeit widerfahren lassen, daß, wenn sie auch auf die Bekleidung ihrer Soldaten nicht genau achten, sie dafür in ihrer eigenen desto sorgfältiger sind. Sie eintreten einen Vorzug in Federn und Goldfäden, welcher die vornehmlichsten Begriffe von ihrer häuslichen Sparsamkeit erweckt, denn ihr Sold beträgt nicht mehr als 75 Francs monatlich. Freilich betreiben die Ackerbau, ein mühseliges oder vortheilhaftes Geschäft. Viele treten, da sie eine Menge Leute zu ihren Disposition haben, in Compagnie mit den Madagascariern, welche die Wälder anbauen. Sie übernehmen es dabei, die Bäume durch ihre Soldaten fällen und zerlegen und durch Armees Pferde transportieren zu lassen. Dafür erhalten sie gewöhnlich die Hälfte des Gewinnes, der sehr bedeutend ist, da die Arbeit die einzige Auslage bildet.“
Eine andere Gewerksquelle sind Lieferungen für die Bedürfnisse des Staates, welche Soulouque ihnen überträgt, die er begünstigen will. So macht er ihnen Geschäfte, ohne seine eigene Kasse anzugreifen.
Sieht man den großen, wohlbelichteten Neger, wie er mit dem zufriedenen Gesicht seine Truppen in Revue passieren läßt, oder wie er, auf seinem Throne sitzend, das diplomatische Corps empfängt, dann sollte man meinen, es fehlt nichts zu seinem Glück. Aber doch wird der Schlaf, den seine bayrische Majestät auf einem Lager genießt, welches mit dem Ludwig's XIV. in Versailles verglichen werden kann, durch fürchterliche Visionen getrübt: die San-Domingoer und der Consul Frankreichs.
Die Republik San-Domingo zu erobern, dort die schwarz und rotte Fahne Hayti's aufzuführen, das ist die fixe Idee Soulouque's und zwar unter dem Vorwande, daß das altfranzösische San-Domingo und die spanische Colonie, welche jetzt die Republik San Domingo bildet, nur einen einzigen Staat ausmachen könnten. Seitdem Haublin das erste in eine Kaiserreich umwanzelt, will er

in der letzteren nur eine insurgierte Provinz erblicken, deren Befreiung für ihn eine Pflicht der Ehre ist. Vergebens haben Frankreich und England, welche seit 1815 diesen kleinen Freistaat unterstützen und beschützen, dem Kaiser Soulouque begreiflich zu machen gesucht, daß das vergebliche Mühe ist. Er hört nicht auf diese Warnungen, versammelt jedes Frühjahr seine Truppen und zieht in den Krieg.
Die bayrische Armee, welche auf dem Papier 30,000 Mann zählt, in der That aber 9—10,000 Mann stark ist, verläßt Port au Prince oder das Cap gegen Ende des März. Die schwarzen Krieger sind für den Krieg nicht sehr entbehrlich. Sie wissen aus Erfahrung oder durch glaubwürdige Erzählungen, daß es auf den Schlachtfeldern, wo ihr Kaiser sie führt, nichts als Puffe zu holen gibt. Wenn sie an einem dicken Gebölge oder bei einem mit Rauchschwefel bewachsenen Dampfe vorbeimarschiren, ergreifen sie daher auch sehr oft die günstige Gelegenheit, um Sicherheit gegen die Zufälligkeiten des Krieges aufzusuchen. Die Armee verliert ihre Zeit nicht mit Verfolgung der Ausreißer und nach einem dreiwöchentlichen Marsche durch wilde Felsfelder, dicke Wälder und gefährliche Sümpfe, durch welche nie eine Straße geführt wurde, langen die Matrosen und die Kräftigsten an der Grenze der Republik an. Die Mandoverräte sind auf der Straße zurückgeblieben, die Munitien ist erschöpft, denn jeder Neger, welcher ein Gewehr hat, wird sich ein Gewissen daraus machen, an einem Baume vorüberzugehen, ohne eine Kugel hinein zu schießen, besonders wenn es ein Feindgenosse ist, denn jede Wunde, welche diesen verfluchten Baume gebracht wird, in dessen Laubwerk sich die Schlange verbirgt um Coa zu verführen, ist in seinen Augen eines schlimmen Werks.
Sobald nun der Kaiser mit seinen Truppen auf dem feindlichen Gebiete eine Stunde Weges zurückgelegt hat, verläßt der Donner der Kanonen — aus einem alten, unbrauchbaren Geschütze — die Befestigung der Republik San Domingo. Zufrieden mit diesem Resultate kehrt der kaiserliche Kaiser Soulouque nach seiner Residenz zurück und feiert hier den errungenen Triumph durch ein Te-Deum, welchem der ganze Hof im höchsten Maße beiwohnt. Nach der Kirche werden dann Generale erschossen, die nicht mit dem Kaiser auf dem Schauplatz des Sieges eintrafen und die — dann genug waren sich ergreifen zu lassen.
Sobald die Domingoer von der Ankunft ihrer furchtbaren Heinde Kenntnis erlangen, brechen sie auf, um — ihnen zu folgen, nachdem sie das Gebiet wieder verlassen haben, und Alles aufzuheben, was jene wegwerfen, um ihren Marsch zu erleichtern. Dann kehren sie, mit Vente beladen, auf ihr eigenes Gebiet zurück.
Bei diesen denkwürdigen Heldenthaten bekommen die beiden feindlichen Armeen einander nie zu Gesicht. Einmal jedoch waren die Anordnungen von beiden Seiten so schlecht getroffen, daß 3—400 Haptier plötzlich auf eine unbefriedigende Anzahl Domingoer stießen. Von Kampflust begeistert, folgten die Truppen dem Beispiele ihrer mutigen Führer und — fielen mit Faustschlägen über einander her. Die Haptier wurden in dieser heissen Schlacht, welcher die Geschichte den Namen von Los Carreras beilegte, besiegt und verloren — einen Mann, der auf der wilden Flucht von seinen Kameraden getreten wurde.“

Staat erhaltenen Volksschulen und werden dort mit Zwang zur Reclitirung protestantischer Peder und Gebete gezwungen — Der Staat als solcher hat, nach den bisherigen Verfassungen keine Religion. Allein, wie so manche andere Bestimmungen, ist auch diese unter dem Einflusse der Philosophie des vorigen Jahrhunderts in die Verfassungen gekommen, die von gebildeten und vorurtheilsfreien Männern gemacht wurden, während die Masse des Volkes sie weder zu begreifen noch zu würdigen weiß. — Wenden kann man sich darüber kaum, wenn man bedenkt, wie wenig auch in Deutschland 1848 die von den Democraten geforderten Verfassungs garantien von den Massen verstanden wurden. Haben wir es doch mit eigenen Ohren gehört, wie damals ganzbraue Bauern die Pressefreiheit zu verstanden, daß fortan ihre Inserate unentgeltlich in das Amtsblatt aufgenommen werden müßten und wie ein sehr demokratischer Schneidergehilfe die Gewerksfreiheit mit den Worten anempfohl: „Ja, unser Gewerbe muß frei werden von den nichtsnutzigen Juden, die mit fertigen Kleidern handeln. Es darf kein Mensch mehr fertige Kleider verkaufen!“
Wahrlich ist es gegangen und geht es noch täglich mit mehr als einer Bekräftigung der amerikanischen Verfassungen, vorzüglich aber mit der über das Verhältnis des Staates zur Religion. Einem rechten Stroh-Amerikaner die Vorstellung, daß „unser Land ein christliches“ ist, aus seinen bornierten Sinnen zu treiben, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit. Seine Beweisführung ist sehr einfach: „Besteht nicht die Mehrheit unseres Volks aus Christen? Nun und die Mehrheit regiert, folglich ist unser Staat ein christlicher.“ Daß die Verfassungen gerade den Zweck haben, die Rechte des Minderen zu sichern, müßiger Glaube und Denkfreiheit zu fördern, zu schützen, warum man in Staatsgerichten der Aussage von Gottesleugnern keinen Glauben schenkt, warum man alle Staatsbürger zu einer strengen kirchlichen Sonntagseier zwingen will, und warum in Boston Kinder katholischer Eltern mit zehntausend an der Abführung der Protestanten gezwungen wird, ist ein solches protestantischer Vorurtheil, den ein Grauen durchwürgt, wenn er nur die Worte „Stabat mater“ hört, kann es gar nicht begreifen, daß ein Mensch, oder gar ein Christ, etwas Aufschreiendes an der Abführung des „Old Hundred“ finden, d. h. des Liedes welches für die englischen Protestanten dasselbe war, was für die Deutschen „Ein feste Burg ist unser Gott.“ — nämlich der Schlachtruf, unter welchem sich Katholiken niederknieten. In der Weigerung der Katholiken, dieses Lied zu singen, sieht er nur kindischen oder böswilligen Trotz oder wünsch sich gar auf dem schiefen Weg die Gläubigen aus dieser Weigerung den klaren Beweis liefern zu können, daß die Katholiken eigentlich Feinde sind. Denn „Old Hundred“ ist doch ein ganz gutes, christliches Lied“ und folglich könne der kein Christ sein, der es nicht singen wolle.
Solches Raisonnement schließt die Möglichkeit vernünftiger Widerlegung aus, denn es stellt sich selbst außerhalb aller Vernunft. Es hängt sich auf den Stroh und der Stroh wenn daher auch das einzige Mittel, womit es widerlegt werden könnte. Wir würden vorschlagen, daß jeder der Wohlthäter, welcher sich mit demselben häuslichen Nachschuß, womit die katholischen Kinder zum Reclitiren des „Old Hundred“ gezwungen werden, so lange verweilt würde, bis er das Lied „O sanctissima, o piissima u.“ von Anfang bis zu Ende fänge. Denn nur so wird ihnen, wenn auch nur a posteriori dargebracht werden können, was Glaubenszwang ist.
Was uns betrifft, so stehen wir dem Glaubensstreit zwischen Katholiken und Protestanten so fremd und unheimlich gegenüber, wie dem zwischen Buddhisten und der Religion Lao-tse's. Aber das hindert nicht, daß wir da, wo es sich um die Abgrenzung der staatsbürgerlichen Rechte handelt, für diejenige Partei, die von der andern niedrigerlich unterdrückt und gemißhandelt wird, einzutreten

und berufen müßten: sei es für das von katholischen Oberpriester gestohlene Judenkind, sei es für die von bornierten protestantischen Zeloten geprägten Katholikenkinder. Diese katholischen Kinder in Boston, die man mit Zwang zu Protestanten machen will, sind unsere amerikanischen Moritars.
Alte Liebe rottet nicht. — Ein wirklicher Lebensroman, sagt der Detroit Advertiser wurde kürzlich hier (in Detroit) zu glücklichem Ende gebracht. Vor 17 Jahren entpand sich ein junges Liebesverhältnis einer jungen und schönen New Yorkerin, eben 16 Jahre alt, und einem Studenten der Medizin, und das Paar tauchte Gelübde ewiger Liebe und Treue aus. Zwei Jahre später fuhr der junge Acculay nach Europa um seine Studien zu vollenden, nachdem die Gelübde jährlich erneuert waren. Nach kurzem, stürmischen Aufenthalt in Paris zog er nach Madrid und lag dort unter berühmten Lehrern eifrig seinen Studien ob. — Gar häufig schrieb er an seine Theure und versicherte sie ihres fortwährenden Liebes, aber umsonst klang er auf Antwort. Seine Briefe so gut wie die übrigen an ihn wurden von der Umgebung der jungen Dame aufgefunden und bei Seite gebracht, so daß sie nie ihre wahre Bestimmung erreichten. Natürlich glaubten Beide sich verlassen und verlebten qualvolle Zeiten. Der arme Student gab verzweifelt seine Studien mit seiner Liebe auf und streich zwei Jahre in verschiedenen Städten Europas umher, indem er seinen Gram durch die Vergnügungen der Welt, zu zerstreuen suchte — doch umsonst! Er konnte die Sehnsucht der Liebe nicht erlösen und kehrte nach New York zurück, um die Unvergeßliche wo möglich zu sehen und zu sprechen.
Aber sie war, nicht weniger unglücklich als er, mit ihrer Mutter nach Detroit gezogen. Doch fand er Niemand, der ihm über ihr Verbleiben Auskunft geben konnte, und sah gebrüchlichen Herzen ging er nach Cuba. Aber der Geist der Larve verfolgte ihn überall, und auch in Texas und Merito trachtete er umsonst durch Kampf und Aufregung die Pein zu betäuben. Vor einigen Monaten erfuhr er nun durch eine jener Zufälle, welche oft so entscheidend in das Leben eingreifen, daß die Dame Michigan sei, und wie ein Ritter der alten Zeit, macht er sich gleich auf, sie zu suchen. Nach einigen Wochen eifriger und ängstlichen Nachforschens fand er sie endlich in Ypsilanti — noch lebend und gleich ihm den Gelübden und Erinnerungen ihrer Liebe treu. Das Wiedersehen nach einer fünfzehnjährigen Trennung soll äußerst ergreifend gewesen sein. Was die lange Trennung ohne alle Kunde von einander, was selbst der schmerzliche Betrachter der Untreue und die Einflüsterung Anderer nicht vermocht hatten, die liebenden Herzen einander zu entfremden, das vermochten auch nicht die persönlichen Veränderungen, die im Laufe der Zeit mit jeder der beiden Personen vorgegangen waren. Sie erkannten und liebten sich wieder und feierten am 9. Februar in Detroit endlich ihre Vermählung.

Kosuth in London. — Der ungarische Patriot wohnt in der oberen Gouvernment, Bedford Square. Er lebt in beschränkten Umständen, von dem Ertrag seiner Vorträge und Beiträge für Zeitungen, das Geld, welches er aus den Ueberbleibseln der 520,000 seiner Frau erzieht, von welcher Summe indessen der größere Theil in amerikanischen Eisenbahnpapieren angelegt war und verloren ging. Richard Cobden soll ein Opfer desselben speculativen Vorgangs, den er unserem Lande gab, geworden sein.
Kosuth bewundert noch stets unser Land und seine Institutionen und glaubt, er habe bei dessen Besuch in Folge seiner Unkenntnis der hierigen Verhältnisse und von Missethungen seltenes interessanter Freunde einige Irrthümer begangen. An europäischer Politik nimmt er ein warmes Interesse; mit rüchthelosem Strengt tabelt er Desjain's Comploit wider Napoleons Leben und Mazzini's Local-Injurien, welche die Sache der Freiheit mit Mod und Meuchelwort, identisch ihm sehr untergeordneter Natur.
Die Frage, was aus den 5100,000 geworden, welche Kosuth hier collectirte, beanstandet der Schreiber. Kosuth verwendete keinen Dollar davon zu seinem eigenen Nutzen, sondern gab die gesammte Summe für politische Zwecke aus, wofür das Geld zusammengekauft worden. Er sendete mittels

dessen Agenten in Neuern revolutionären Diensten nach Ungarn; allein seine Pläne scheiterten an der Wacksamkeit Desjain's.
„Es ist nun sieben Jahre her,“ sagte der Correspondent, „daß Kosuth die Ber. St. verließ, jetzt aber sieht er zwanzig Jahre älter aus, als damals. Damals war sein reicher Bart noch schwarz, jetzt ist er bedeutend mit Grau durchwachsen.“
Er ist sehr lach geworden und verliert seine Haabre indem er das Haar über den Schitel streicht. Sein Gesicht ist von tiefen Falten durchzogen und zeugt von Sorgen, Kummer und unerfüllten Hoffnungen.
Aber sein Sabeln ist noch so einnehmend; seine Stimme so tief und melodisch, als je, und das Licht seines dunkeln Auges so sanft und innig, wie in den Tagen, wo er die Herzen des Volkes gewann, und das Herz seiner Nation erhitzen machte, wie Saiten unter der Hand des Genius.
Frankfurt a. M. in steht im Begriff, ein Wahrzeichen zu verlieren, auf das alle seit 1848 hier Durchpassirende mit einer gewissen Wehmuth zu blicken pflegten: die allbekannte Reichslaterne. Dieselbe wurde bekanntlich nach den Septembertagen des Jahres der Erhebung und der Erregungsstufen auf Befehl der Centralgewalt auf dem Pfarrthurm angepflanzt, nicht sowohl in der menschenfeindlichen Absicht, Deutschland ein Licht anzuzünden, sondern um mit, in und durch die Laterne den im Frankfurter Gebiete lagernden Truppen Anzeichen zu geben, wenn es etwa wieder, „los“ geben sollte. Besagte Reichslaterne, scheint nun dem Senat der „Republik“ Frankfurt A. M. genehmig zu werden, vielleicht auch meint er, daß in den für Frankfurt friedlichen Zeiten ein Ding mit so fragewürdigen Hintergedanken ein unnützes Möbel sei, genug, er hat verfügt, daß diese letzte Erinnerung des Jahres 1848 abgenommen und an dessen Stelle eine vergoldete Gekrönte werde. Wenn es also in nächster Zeit in Hessen, Homburg, Darmstadt, Nassau oder in einem andern der benachbarten Vaterländer (Kurbayern natürlich ausgenommen, denn dort vertritt Oden-Billmar die Stelle der negativen Laterne!) „Lücher“ wird, so weiß man woher es kommt: die Reichslaterne ist verschwunden!

Ein neuer Diamant. — Zwei Chemikern, den Herren Wobler und Dreile, ist es gelungen, die wohlbekannte Substanz Borium, welche bisher nur als grünlich-braunes Pulver, oder in Verbindung mit einer Säure bekannt war, zu crystallisiren. Diese Crystalle besitzen einen Glanz und eine solche Helligkeit die Strahlen zurückwerfen, daß ihnen nichts gleich kommen kann, als der Diamant, und selbst diesem stehen sie, was Härte anbetrifft, kaum nach, indem man Corundum damit reibt, welches nach dem Diamant, die härteste Substanz ist, welche man kennt.
Die bis jetzt vorgezeigten Proben sind noch klein und haben eine röhrlche oder gelbliche Schattirung, die Erfinder leben in der Hoffnung, durch weitere Experimente baldigt in den Stand gesetzt zu werden, dieselben ganz rein und farblos herzustellen. Borium hat viele Eigenschaften mit Silicium gemein, und wird als Zwischenstufen mit dem Carben betrachtet. Diese Entdeckung mag vielleicht zur Verfertigung von nachgemachten Diamanten führen, welche von den echten nicht zu unterscheiden sein werden.
(Verb. Gewerbz.)

Man wird sich des neuentdeckten Metalls „Alumini“ erinnern, von welchem vor mehreren Jahren vielfach die Rede war. — Auf der Pariser großen Ausstellung fanden sich einige kleine Barren dieses Metalls vor. An Farbe dem Silber oder mehr dem Platina ähnlich, zeichnet es sich vor beiden durch eine ungemene Leichtigkeit aus und hat außerdem noch andere Vorzüge vor dem Silber. Wie aus Paris geschrieben wird, hat sich die Pariser Industrie des neuen Metalls bereits bemächtigt und einige Goldarbeiter verarbeiten dasselbe zu eleganten Schmuckgegenständen, die in der feinen Damenwelt rasch Mode geworden sind. Das Verarbeiten hat indessen besondere Schwierigkeiten, da das Alumini um sehr allen Versuche sich nicht löst, sondern nur goulletet werden kann. Die „Societe imperiale d'encouragement“ hat daher eine Belohnung von 200,000 Franc. demjenigen ausgesetzt, der das Verarbeiten für dieses Metall ausfindet. (S. 3.)

Protestantische Kegergerichte.

(Aus der N. A. Monatszeitung.)
Der sündere mittelalterliche Geist, der dem Protestantismus gleich bei seinem Entstehen anhängend, der einen Luther zum Helfersheifer der heiligen Thronen machte, einen Calvin den Scheiterhaufen für Servet errichtete, der den Kanzler Crell aufs Schafot führte und noch in diesem Augenblicke geborene Schweden zu beimatlosen Flüchtlingen macht, — dieser Geist des brutalen Glaubenszwanges waltet auch noch in dem nördlichen Winkel der Ber Staaten. In diesen Tagen ward aus Boston ein Vorfall gemeldet, der die Berrücktheit dieses Ueberbleibsel aus dem Zeitalter der Barbarei so grell und schroff darstellt, daß man sich versucht fühlt zu zweifeln, ob wir im 19. Jahrhundert und in dem „erleuchteten Lande der Ber“ leben, denn es sieht fast so aus, als sei der Vorfall einer alten, deutschen oder englischen Zeitung entnommen.
Katholischer Eltern besuchen die vom

Protestantismus für ein christliches Land zu halten, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit. Seine Beweisführung ist sehr einfach: „Besteht nicht die Mehrheit unseres Volks aus Christen? Nun und die Mehrheit regiert, folglich ist unser Staat ein christlicher.“ Daß die Verfassungen gerade den Zweck haben, die Rechte des Minderen zu sichern, müßiger Glaube und Denkfreiheit zu fördern, zu schützen, warum man in Staatsgerichten der Aussage von Gottesleugnern keinen Glauben schenkt, warum man alle Staatsbürger zu einer strengen kirchlichen Sonntagseier zwingen will, und warum in Boston Kinder katholischer Eltern mit zehntausend an der Abführung der Protestanten gezwungen wird, ist ein solches protestantischer Vorurtheil, den ein Grauen durchwürgt, wenn er nur die Worte „Stabat mater“ hört, kann es gar nicht begreifen, daß ein Mensch, oder gar ein Christ, etwas Aufschreiendes an der Abführung des „Old Hundred“ finden, d. h. des Liedes welches für die englischen Protestanten dasselbe war, was für die Deutschen „Ein feste Burg ist unser Gott.“ — nämlich der Schlachtruf, unter welchem sich Katholiken niederknieten. In der Weigerung der Katholiken, dieses Lied zu singen, sieht er nur kindischen oder böswilligen Trotz oder wünsch sich gar auf dem schiefen Weg die Gläubigen aus dieser Weigerung den klaren Beweis liefern zu können, daß die Katholiken eigentlich Feinde sind. Denn „Old Hundred“ ist doch ein ganz gutes, christliches Lied“ und folglich könne der kein Christ sein, der es nicht singen wolle.
Solches Raisonnement schließt die Möglichkeit vernünftiger Widerlegung aus, denn es stellt sich selbst außerhalb aller Vernunft. Es hängt sich auf den Stroh und der Stroh wenn daher auch das einzige Mittel, womit es widerlegt werden könnte. Wir würden vorschlagen, daß jeder der Wohlthäter, welcher sich mit demselben häuslichen Nachschuß, womit die katholischen Kinder zum Reclitiren des „Old Hundred“ gezwungen werden, so lange verweilt würde, bis er das Lied „O sanctissima, o piissima u.“ von Anfang bis zu Ende fänge. Denn nur so wird ihnen, wenn auch nur a posteriori dargebracht werden können, was Glaubenszwang ist.
Was uns betrifft, so stehen wir dem Glaubensstreit zwischen Katholiken und Protestanten so fremd und unheimlich gegenüber, wie dem zwischen Buddhisten und der Religion Lao-tse's. Aber das hindert nicht, daß wir da, wo es sich um die Abgrenzung der staatsbürgerlichen Rechte handelt, für diejenige Partei, die von der andern niedrigerlich unterdrückt und gemißhandelt wird, einzutreten

Protestantismus für ein christliches Land zu halten, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit. Seine Beweisführung ist sehr einfach: „Besteht nicht die Mehrheit unseres Volks aus Christen? Nun und die Mehrheit regiert, folglich ist unser Staat ein christlicher.“ Daß die Verfassungen gerade den Zweck haben, die Rechte des Minderen zu sichern, müßiger Glaube und Denkfreiheit zu fördern, zu schützen, warum man in Staatsgerichten der Aussage von Gottesleugnern keinen Glauben schenkt, warum man alle Staatsbürger zu einer strengen kirchlichen Sonntagseier zwingen will, und warum in Boston Kinder katholischer Eltern mit zehntausend an der Abführung der Protestanten gezwungen wird, ist ein solches protestantischer Vorurtheil, den ein Grauen durchwürgt, wenn er nur die Worte „Stabat mater“ hört, kann es gar nicht begreifen, daß ein Mensch, oder gar ein Christ, etwas Aufschreiendes an der Abführung des „Old Hundred“ finden, d. h. des Liedes welches für die englischen Protestanten dasselbe war, was für die Deutschen „Ein feste Burg ist unser Gott.“ — nämlich der Schlachtruf, unter welchem sich Katholiken niederknieten. In der Weigerung der Katholiken, dieses Lied zu singen, sieht er nur kindischen oder böswilligen Trotz oder wünsch sich gar auf dem schiefen Weg die Gläubigen aus dieser Weigerung den klaren Beweis liefern zu können, daß die Katholiken eigentlich Feinde sind. Denn „Old Hundred“ ist doch ein ganz gutes, christliches Lied“ und folglich könne der kein Christ sein, der es nicht singen wolle.
Solches Raisonnement schließt die Möglichkeit vernünftiger Widerlegung aus, denn es stellt sich selbst außerhalb aller Vernunft. Es hängt sich auf den Stroh und der Stroh wenn daher auch das einzige Mittel, womit es widerlegt werden könnte. Wir würden vorschlagen, daß jeder der Wohlthäter, welcher sich mit demselben häuslichen Nachschuß, womit die katholischen Kinder zum Reclitiren des „Old Hundred“ gezwungen werden, so lange verweilt würde, bis er das Lied „O sanctissima, o piissima u.“ von Anfang bis zu Ende fänge. Denn nur so wird ihnen, wenn auch nur a posteriori dargebracht werden können, was Glaubenszwang ist.
Was uns betrifft, so stehen wir dem Glaubensstreit zwischen Katholiken und Protestanten so fremd und unheimlich gegenüber, wie dem zwischen Buddhisten und der Religion Lao-tse's. Aber das hindert nicht, daß wir da, wo es sich um die Abgrenzung der staatsbürgerlichen Rechte handelt, für diejenige Partei, die von der andern niedrigerlich unterdrückt und gemißhandelt wird, einzutreten

Protestantismus für ein christliches Land zu halten, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit. Seine Beweisführung ist sehr einfach: „Besteht nicht die Mehrheit unseres Volks aus Christen? Nun und die Mehrheit regiert, folglich ist unser Staat ein christlicher.“ Daß die Verfassungen gerade den Zweck haben, die Rechte des Minderen zu sichern, müßiger Glaube und Denkfreiheit zu fördern, zu schützen, warum man in Staatsgerichten der Aussage von Gottesleugnern keinen Glauben schenkt, warum man alle Staatsbürger zu einer strengen kirchlichen Sonntagseier zwingen will, und warum in Boston Kinder katholischer Eltern mit zehntausend an der Abführung der Protestanten gezwungen wird, ist ein solches protestantischer Vorurtheil, den ein Grauen durchwürgt, wenn er nur die Worte „Stabat mater“ hört, kann es gar nicht begreifen, daß ein Mensch, oder gar ein Christ, etwas Aufschreiendes an der Abführung des „Old Hundred“ finden, d. h. des Liedes welches für die englischen Protestanten dasselbe war, was für die Deutschen „Ein feste Burg ist unser Gott.“ — nämlich der Schlachtruf, unter welchem sich Katholiken niederknieten. In der Weigerung der Katholiken, dieses Lied zu singen, sieht er nur kindischen oder böswilligen Trotz oder wünsch sich gar auf dem schiefen Weg die Gläubigen aus dieser Weigerung den klaren Beweis liefern zu können, daß die Katholiken eigentlich Feinde sind. Denn „Old Hundred“ ist doch ein ganz gutes, christliches Lied“ und folglich könne der kein Christ sein, der es nicht singen wolle.
Solches Raisonnement schließt die Möglichkeit vernünftiger Widerlegung aus, denn es stellt sich selbst außerhalb aller Vernunft. Es hängt sich auf den Stroh und der Stroh wenn daher auch das einzige Mittel, womit es widerlegt werden könnte. Wir würden vorschlagen, daß jeder der Wohlthäter, welcher sich mit demselben häuslichen Nachschuß, womit die katholischen Kinder zum Reclitiren des „Old Hundred“ gezwungen werden, so lange verweilt würde, bis er das Lied „O sanctissima, o piissima u.“ von Anfang bis zu Ende fänge. Denn nur so wird ihnen, wenn auch nur a posteriori dargebracht werden können, was Glaubenszwang ist.
Was uns betrifft, so stehen wir dem Glaubensstreit zwischen Katholiken und Protestanten so fremd und unheimlich gegenüber, wie dem zwischen Buddhisten und der Religion Lao-tse's. Aber das hindert nicht, daß wir da, wo es sich um die Abgrenzung der staatsbürgerlichen Rechte handelt, für diejenige Partei, die von der andern niedrigerlich unterdrückt und gemißhandelt wird, einzutreten

Protestantismus für ein christliches Land zu halten, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit. Seine Beweisführung ist sehr einfach: „Besteht nicht die Mehrheit unseres Volks aus Christen? Nun und die Mehrheit regiert, folglich ist unser Staat ein christlicher.“ Daß die Verfassungen gerade den Zweck haben, die Rechte des Minderen zu sichern, müßiger Glaube und Denkfreiheit zu fördern, zu schützen, warum man in Staatsgerichten der Aussage von Gottesleugnern keinen Glauben schenkt, warum man alle Staatsbürger zu einer strengen kirchlichen Sonntagseier zwingen will, und warum in Boston Kinder katholischer Eltern mit zehntausend an der Abführung der Protestanten gezwungen wird, ist ein solches protestantischer Vorurtheil, den ein Grauen durchwürgt, wenn er nur die Worte „Stabat mater“ hört, kann es gar nicht begreifen, daß ein Mensch, oder gar ein Christ, etwas Aufschreiendes an der Abführung des „Old Hundred“ finden, d. h. des Liedes welches für die englischen Protestanten dasselbe war, was für die Deutschen „Ein feste Burg ist unser Gott.“ — nämlich der Schlachtruf, unter welchem sich Katholiken niederknieten. In der Weigerung der Katholiken, dieses Lied zu singen, sieht er nur kindischen oder böswilligen Trotz oder wünsch sich gar auf dem schiefen Weg die Gläubigen aus dieser Weigerung den klaren Beweis liefern zu können, daß die Katholiken eigentlich Feinde sind. Denn „Old Hundred“ ist doch ein ganz gutes, christliches Lied“ und folglich könne der kein Christ sein, der es nicht singen wolle.
Solches Raisonnement schließt die Möglichkeit vernünftiger Widerlegung aus, denn es stellt sich selbst außerhalb aller Vernunft. Es hängt sich auf den Stroh und der Stroh wenn daher auch das einzige Mittel, womit es widerlegt werden könnte. Wir würden vorschlagen, daß jeder der Wohlthäter, welcher sich mit demselben häuslichen Nachschuß, womit die katholischen Kinder zum Reclitiren des „Old Hundred“ gezwungen werden, so lange verweilt würde, bis er das Lied „O sanctissima, o piissima u.“ von Anfang bis zu Ende fänge. Denn nur so wird ihnen, wenn auch nur a posteriori dargebracht werden können, was Glaubenszwang ist.
Was uns betrifft, so stehen wir dem Glaubensstreit zwischen Katholiken und Protestanten so fremd und unheimlich gegenüber, wie dem zwischen Buddhisten und der Religion Lao-tse's. Aber das hindert nicht, daß wir da, wo es sich um die Abgrenzung der staatsbürgerlichen Rechte handelt, für diejenige Partei, die von der andern niedrigerlich unterdrückt und gemißhandelt wird, einzutreten

Ein Schriftsteller

Wird gedruckt von der Office der Neu-Braunfels...

Eben erhalten:

Eine große Partie Prothesenwaren, wobei grüner...

Neue Dampf Sägemühle.

Antem J. C. Higgins den Bürgern von Neu-Braunfels...

Blanc Deeds

Sind fertig vorrätig in der Office der Neu-Braunfels...

ESTRAY NOTICE.

STATE OF TEXAS. - COUNTY OF COMAL. Taken up by H. J. Connors...

Mer. Ferguson

Erzählt seinen Freunden und dem Publikum...

Blatterjchießen

Am Donnerstag den 25. April auf dem Scheibensande...

Tanzmusik

Am 2. Festtage den 25. April bei J. Schumacher.

Theater

zum Besten der Schule. Eine Liebe mit Dampf.

Ball bei B. Sippel

am ersten und zweiten Osterfesttage.

Ball bei B. Sippel

am ersten und zweiten Osterfesttage.

Sechstes deutsch-terranisches Gesangsfest.

Nach dem Beschlusse der Sänger vom fünften...

Das Comité.

W. Wabmann, R. V. d. Studen, F. Freinick, F. Wrede, A. Siemerling.

Warriat Tunstall,

mein Preisbillet wird von heute an beständig...

Dr. Bracht.

An die Democratn von Comal County.

Comal County.

Convenant den 21. April Nachmittags 4 Uhr...

Sausgeräthe.

Wie Kommoden, Sopha, Tisch, Stühle, Schrank...

Stribling & Dittmar,

San Antonio, Texas Co. Rechtsanwält.

Rechtsanwält.

practicien in den Counties Bexar, Comal, Guadalupe...

Alex. Ferguson.

führt alle Arten Lebensmittel, lange und kurze...

Man wird mir freilich sagen, daß dieß Alles alte Dinge...

Lozales.

Legten Freitag Nachmittag beging Herr Gottlieb Hammeler...

Das trockne Wetter hielt fortwährend an und die Pflanzenwelt...

Ein charakteristisches terranisches Landschaftsgemälde...

Anzeigen.

Ein Blockhaus, 22 bei 36 Fuß, mit Fenstern und Thüren...

Kuchen.

Auf Oster-Sonntag Ost- und Zimmertuchen...

Frische Apfelsinen und Citronen bei Neu-Braunfels...

Während unserer Abwesenheit wird die Herren A. Seel...

Familie Geburt.

Blatterjchießen

Am Donnerstag den 25. April auf dem Scheibensande...

Tanzmusik

Am 2. Festtage den 25. April bei J. Schumacher.

Theater

zum Besten der Schule. Eine Liebe mit Dampf.

Ball bei B. Sippel

am ersten und zweiten Osterfesttage.

Ball bei B. Sippel

am ersten und zweiten Osterfesttage.

Sechstes deutsch-terranisches Gesangsfest.

Nach dem Beschlusse der Sänger vom fünften...

Das Comité.

W. Wabmann, R. V. d. Studen, F. Freinick, F. Wrede, A. Siemerling.

Warriat Tunstall,

mein Preisbillet wird von heute an beständig...

Dr. Bracht.

An die Democratn von Comal County.

Comal County.

Convenant den 21. April Nachmittags 4 Uhr...

Sausgeräthe.

Wie Kommoden, Sopha, Tisch, Stühle, Schrank...

Stribling & Dittmar,

San Antonio, Texas Co. Rechtsanwält.

Rechtsanwält.

practicien in den Counties Bexar, Comal, Guadalupe...

Alex. Ferguson.

führt alle Arten Lebensmittel, lange und kurze...

voraussetzen, daß die Blätter an die Dünung immer...

Wie dem aber auch sein mag, so steht so viel fest...

Dieß ist die Ernährung der Pflanze durch die Blätter...

Ogleich nun die Luft aus einem Gemenge von Stickstoff...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

eingedrückt worden sind, so würde sie darin nicht leben...

Schon außerhalb der Pflanze müssen sich Sauerstoff...

Wie dem aber auch sein mag, so steht so viel fest...

Dieß ist die Ernährung der Pflanze durch die Blätter...

Ogleich nun die Luft aus einem Gemenge von Stickstoff...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Da dieß bei der Kohlenäure auch der Fall ist, und jedes...

Landwirthschaftliches.

Chemie.

(Fortsetzung.)

(Die chemische Werkstatt der Pflanze.) — In der Pflanze...

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

(Die Pflanze erschafft sich selber immerfort auf chemischem Wege.)

